

Die Seite der Frau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelpalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **105 (1979)**

Heft 31

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

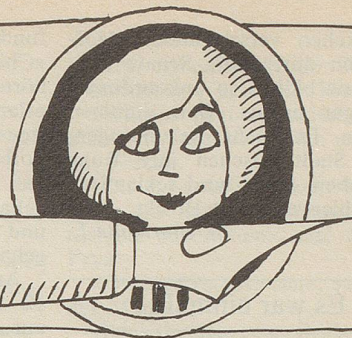
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Seite der Frau



Firmelicht

Ein heiterer Tag. Kaum Wölklein am Himmel. Dafür gleitendes Gold. Strahlenbündel, die ein Bürohaus treffen und auf seine Fassade Fächerformen malen. Die Zauberornamente entschwinden den Blicken desjenigen, der den hohen Verwaltungsbau betritt.

Drinnen bleibener Abend – um neun Uhr früh. Kein natürlicher Lichtstreifen an der Decke. Kein Bote der Aussenwelt. Nur grelles Neonblinken. Angriff auf Seh- und Magennerven.

Im Röhrenglast schimmernde, graue Blöcke. Schwerfällige Pulte. Darauf flinke Maschinen. Zum Schreiben. Zum Rechnen. An ihnen Menschen. Zehn Schemen. Acht davon schwach erkennbar weiblich.

Das Geschlecht spielt eine untergeordnete Rolle. Was zählt, ist die Arbeitskraft. Sie scheint bei allen mehr oder weniger gleich stark entwickelt. Oder aktiviert. Der Krampf widerwilliger Mobilmachung erkennbar an typischen Merkmalen. Starre Nacken. Runde Rücken. Abfallende Schultern. Immerhin muntere Finger. Von Taste zu Taste fliegend. Bewegung schaffend. Die einzige.

Sonst: Festsitzen. Im Stuhlhärtestet. Ein Knecht neben dem andern. Hinter dem andern. Aussicht keine. Bestenfalls auf Kopf- und Oberkörperteile eines Mitgefangenen.

Eingesperrt ohne Ausnahme. Befehligt von einem Rhythmus, der nicht ihrer, sondern derjenige der Direktion ist. Und der Stempeluhr. Morgens das mit dicken Zeigern drohende, mit mageren Ziffern schreckende Registrierungetüm. Mittags derselbe unerbittliche Kontrolleur. Gestaffeltes Essen. Eine Equipe geht. Eine kommt. Damit nie jemand unbeaufsichtigt bleibt. Nie ein Handgriff, der nicht zur Auftragserfüllung gehört. Doch: ein, zwei Gesten in der programmierten Pause. Von – bis. Entspannung auf Kommando. Getränk schlucken. Zwischenverpflegung knabbern. Zeitung lesen. Den Stellen-Anzeiger tunlichst übersehen. Ihn heimlich beiseite legen. Für das Studium am Abend. Wenn die Energie dann noch reicht. Eventuell. Vage Hoffnung.

Nach dem bürgerlichen Durchschnittsbiss zaghafte beschwingter Neubeginn. Auftrieb durch den Gedanken an die verbüsst Spanne. Nun ein geringeres Pensum. Dann ist auch diese Schikane

erduldet. Bis zur nächsten bleiben rund fünfzehn Stunden. In ihnen Rüstung für den nächsten Zwangseinsatz. Schlaf. Viel Schlaf. Erholung. Vergessen.

Noch ist es nicht soweit. Obwohl die Müdigkeit in sämtliche Glieder kriecht. Noch heisst es, Worte klopfen. Daten hämmern. Den Sausewind der Klimaanlage ertragen. Die Aggressionen zurückdämmen. Bis der stete Tropfen den Stein gehöhlt hat. Die Stauwand bricht. Fluten ergiessen sich über den Schwächsten der notgedrungen Zusammengerotteten. Sie teilen kein höheres Interesse. Nicht einmal dasjenige des Ueberlebens. Ueberdauern ist das einzige Ziel.

Der Aufstand der Massen findet nicht statt. Nur eine Frau geht davon. Für immer. Zwei Tage hat sie der Kälte getrotzt. Bevor ihr Herz zu Eis erstarrt, spendet sie ihm Sonnenenergie.

Den brüsk beendeten Temporäreinsatz sucht die Flüchtige rasch zu vergessen. Sie scheidet. Ihre Gedanken verweilen bei den Sklaven. Aber Tränen versickern. Worte verhallen. Taten verweh'n.

Aus dem Wutbrand gerettet: das Fanal. Ein kleines, stilles Leuchten. Ilse

Glocken-«Spiele»

Den Regionalnachrichten unserer Zeitung ist zu entnehmen, dass sich in einem Dorfe unserer Nachbarschaft der Gemeinderat mit einer ungewöhnlichen Klage eines Dorfbewohners befassen musste. Beklagt wurde das Geläute der dörflichen Kirchenglocken, das zu früh am Morgen einsetze und somit den geruh-samen Schläfer aus den schönsten Träumen reisse.

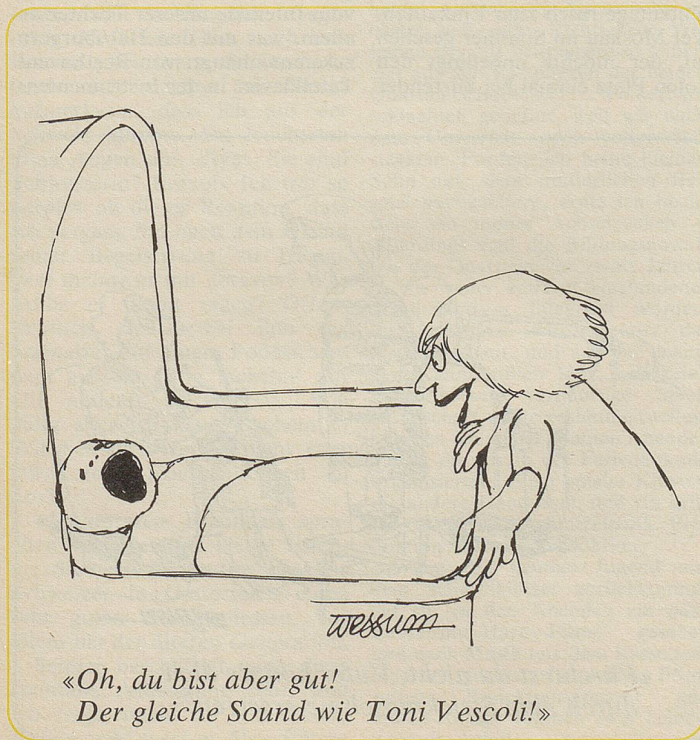
Die Angelegenheit wurde von den zuständigen Herren schnell erledigt: der Kläger hatte Pech. Nicht zuletzt deshalb, weil er ein Zugezogener war; einer von vielen im Dorf, die Land gekauft haben von einem, der das Bauernleid war. Diese Begründung – wörtlich angeführt neben anderen – entbehrt nicht der Pikanterie, doch ihre Ehrlichkeit finde ich erstaunlich.

Die Ablehnung billige ich. Unter anderem, da die Kirche schon stand, als sich der Käufer zum Landerwerb entschloss... Wir

wohnen in der Nähe von zwei Kirchen mit mächtigem Geläute. Jeden Morgen um sechs Uhr gebieten uns die Glocken Tagwacht. Tagsüber melden sie uns Erfreuliches oder Trauriges, «kennzeichnen» Momente der Besinnung. Viertelstündlich vernehmen wir, was uns die Zeit geschlagen hat. Wenn uns schwere Gedanken nicht schlafen lassen, hören wir durch die Nacht gar den Stundenschlag einer dritten Kirche. – Ein Symbol dafür, dass die Zeit weitergeht.

Mit Lärm müssen wir uns abfinden. Er gehört zu unserem heutigen Leben, auch wenn er uns schädigt. Die Kirchenglocken vermitteln mehr als nur «Lärm».

Dies taten übrigens auch die Glöckchen der Schafe, die auf eidgenössischem Areal statt ratternder Rasenmäher das Gras kurz halten. Die äsenden Tiere mit ihren putzigen Lämmchen sind die Freude aller Passanten. Doch das Gebimmel ihrer Glöckchen war kaum zu vernehmen, als auch schon eine «sensible» Anwohnerin reklamierte. Die



Glöckchen verschwanden. Hoffentlich dürfen die Schafe bleiben; sie blöken so unkoordiniert – sogar nachts. Den dummen Tieren ist nicht beizubringen, dass Stadtmenschen ihre Ruhe brauchen. Sonst wird reklamiert. Und hier wohl mit Erfolg.

Marianne L.

Es war einmal ...

Ein heisser Augusttag herrschte, den nicht einmal die Abend Schatten kühlten. Die Ernte eines grossen Weizenackers musste unter Dach gebracht werden. Gross und klein war auf dem Felde beschäftigt. Wo am Morgen noch das Weizenfeld goldbraun gewogt hatte, fielen die Halme unter den Sensen der Männer madenweise zu Boden. Garbe um Garbe wurde aufgeladen. Während das Fuhrwerk heimwärts ratterte, banden Frauen und Mädchen die übrigen Weizenhalme zu neuen Garben.

Unsere Mutter trieb alle zur raschen Arbeit an, denn die Stunde der Augustfeier auf dem Kindliplatz nahte. Der Platz bekam seinen Namen durch eine Sage. Es sollen einmal, im vorigen Jahrhundert, alle Kinder des Dörfleins an einer Epidemie gestorben sein und auf jenem Hügel ein gemeinsames Grab ge-

funden haben. Deshalb hiess er «Chindlihoger». Das Land gehörte der Gemeinde. Niemand pflanzte Gemüse darauf, höchstens ein Kaninchenhalter holte dort sein Gras. 1915 wurde dann auf dem Hügel ein Schulhaus gebaut. Feste wie die Augustfeier und die Chilbi wurden dort abgehalten ...

Am geschilderten Tag, um 12 Uhr, hatte der Dorfweibel auf dem Hausplatz ins Horn gestossen und laut verkündet, die Glocken würden erst um 21 Uhr die Augustfeier einläuten, weil alle so viel Arbeit hätten. In jenem Jahr war meine Schwester Caroline als Helvetia auserkoren worden. Caroline war klein, hatte gelocktes Haar. Eigentlich kam sie durch unseren Bruder zu der grossen Ehre. Er war Oberturner, und der Turnverein organisierte die Augustfeier ...

Als wir endlich die letzte Fahre eingebracht hatten, durften wir zum Fest gehen. Mutter erklärte, sie könne nicht mitkommen, in Haus und Hof gebe es noch manches zu tun. Auch ich wollte nicht unter die Leute, denn seit dem vorhergehenden Sonntag pflegte ich meinen ersten Liebeskummer ...

Meine Schwester Elsy begann, sich die Haare zu kräuseln. Sie hielt die Brennschere über ein Spritkocerli. Plötzlich gab es eine Stichflamme, die Elsy die Stirne und die Haare versengte. Mein zweiter Bruder musste sogleich mit der Schwester per Sprengwägeli ins Asyl nach Dielsdorf fahren. Dort hatte Elsy eine Woche lang zu bleiben. Mutter warf das unselige Spritkocerli auf den Mist. Sie befürchtete, unsere Eitelkeit richte noch grösseren Schaden an, das alte Haus gehe in Flammen auf oder eines der Kinder verliere das Augenlicht.

Trotz allen Missgeschicks freuten sich die übrigen Hausgenossen des Sommerabends, wo fast alle Leute aus den Häusern kamen, um die Künste der Turner zu bewundern. Unsere Caroline setzten die Turner auf eine Kiste und legten ihr eine blaue Fahne über die Knie. Zum Schluss wurde die Helvetia bengalisch beleuchtet, während die Nationalhymne erklang.

Rosel Luginbühl

Oel

Berichte und Gerüchte über Preiserhöhungen und Liefer-schwierigkeiten auf dem Erdölmarkt jagten sich in den letzten Wochen. Sie überschwemmten nicht nur den Wirtschaftsteil, auch die übrigen Seiten der Zeitung waren voll von Meldungen über das Oel. Die Produzenten und die Abnehmer liegen sich in

den Haaren und markten um Dollars. Oelmultis sind nicht nur die roten Zahlen losgeworden, sie sollen mit dieser Energiekrise Riesengewinne gemacht haben. Und in der ganzen westlichen Welt, bis in die Carter-Administration hinauf, zittern die Politiker vor Angst, ihre Wirtschaftsspitzen und ihre Wähler könnten ungehalten sein.

Als dann der deutsche Wirtschaftsminister öffentlich erklärte, die Amerikaner hätten – mit Importprämien – alles Oel, das wir in Europa gespart hatten, an sich gezogen, war die Empörung gross.

Bis hierher ist die Geschichte keineswegs rühmlich, doch einiger-massen verständlich. Aber nun werden in Europa und besonders in Amerika Wünsche laut, die ich als peinlich empfinde: Gewisse Kreise möchten eine US-Truppe von 110000 Mann für rasche Einsätze im Persischen Golf aufstellen. Man bedenke: Mit viel Energie (auch Oel) würde die Truppe bewaffnet und in Flugzeugen nach den Produzentländern gebracht, um dort den Oelfluss zu erzwingen, das heisst, um ihn, in Riesen-tankern verschifft, nach Amerika zu lenken.

Menschenleben für Oel.

Anna Ida

So viel Ehre!

Von Berlin heisst es, man solle einen Koffer zurücklassen, damit man bestimmt wieder hinkomme. In Rom wirft man Münzen in den Trevi-Brunnen. – Von mir muss auch eine auf seinem Grund liegen. Nach London fährt man heutzutage rasch zum Einkaufen. Wer Moskau im Sommer gesehen hat, der möchte unbedingt den Roten Platz einmal bei klirrender

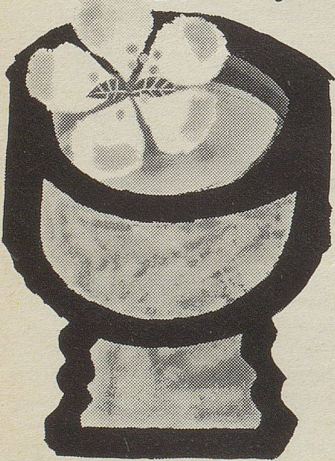
Kälte erleben. Mit Paris ist das so eine Sache. Wer – wie ich – über ein beschränktes Kleiderbudget verfügt, hat in der Metropole der Mode und Eleganz nichts zu suchen. Das Lächeln der Mona Lisa genügt nicht, um mich wieder hinzulocken, das bewirken eher die Glasfenster der Sainte Chapelle oder die Maler rund um den Montmartre.

Für Wien habe ich mir etwas ganz Besonderes einfallen lassen. Mich verbindet eine langjährige, tiefe Freundschaft mit einer Wienerin, die nach dem Krieg ein Jahr zur Erholung in der Schweiz weilte. Ihre und meine Familie verstehen sich grossartig. Für die Wiener bedeutet es das höchste der Gefühle, wenn sie ihre Ferien bei uns in den Bergen verbringen können. Uns, die Provinzler, zieht es von Zeit zu Zeit mit allen Fasern in die Grossstadt. Kürzlich sind wir zum erstenmal alle zusammen hingefahren. Und wie wir es genossen haben!

Auf der Kärntnerstrasse promenierte Volk aus aller Herren Ländern, jung und alt, elegant und ausgeflippt, Amerikanerinnen, mit Schmuck behangen wie Christbäume, und Tramps mit hoch beladenen Rucksäcken. Nirgendwo ein Auto, Fussgängerzone bis hinunter zur Oper. Und dann die Fiaker! Sie scheinen sich seit dem letztenmal vermehrt zu haben. In der Nähe des Stephansdoms und bei der Hofburg roch es herrlich nach Pferden.

Stundenlang könnte ich erzählen von den Sehenswürdigkeiten dieser liebenswerten Stadt, von der Begegnung mit unseren Freunden und der Gewissheit, dass Freundschaft auch die grössten Distanzen überwindet; vom Interesse unserer Töchter an allem, was mit den Habsburgern zusammenhängt; von Beethovens Tafelklavier in der Instrumenten-

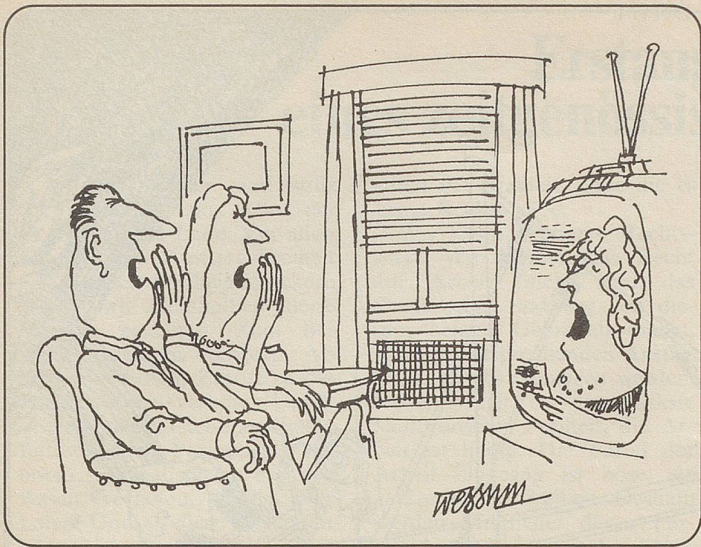
Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet



«Fürchtest du nicht, Vater könnte dich durch eine Strickmaschine ersetzen?»



sammlung der Hofburg, auf dem ich ehrfurchtsvoll – und nachdem ich dem Aufseher tief in die Augen geblickt hatte – einen Akkord anschlagen durfte; vom Besucherstrom, der durch Schloss Schönbrunn geschleust wurde. – Und dann passierte etwas, das mich nachdenklich stimmte und mich seither nicht mehr loslässt.

Wir fanden von Schönbrunn aus unseren Heimweg nicht mehr. Man hatte mir versichert, es sei nicht weiter als zehn Minuten zu Fuss. Weil gerade kein Polizist anzutreffen war, wandte ich mich an ein älteres Ehepaar und fragte höflich nach dem Weg, mich dabei meines besten Hochdeutshs bedienend. Nach langen fruchtlosen Erklärungen nahmen sie mich und die sechs Kinder kurzerhand ins Schlepptau. Natürlich entspann sich ein Gespräch zwischen uns über dieses und jenes, und schliesslich fragte mich der ältere Herr nach den Preisen «bei Ihnen in Deutschland». Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass ich aus der Schweiz komme. Da leuchteten seine Augen auf. «Was, Sie sind Schweizerin? Bravo!» Ich war so perplex ob dieser Reaktion, dass ich vergass, ihn nach dem Grund seiner Begeisterung zu fragen. Was meinte er mit «bravo»? Was wollte er damit sagen? Offensichtlich stehen bei ihm die Schweizer auf einem Podest, von dem aus sie gütig lächelnd auf alle anderen herabsehen. Wie gütig aber ist dieses Lächeln in Wirklichkeit? Hat es nicht eher etwas mit Ueberheblichkeit zu tun?

Mit unseren Freunden sprachen wir über das kleine Erlebnis. Sie versicherten uns, dass die Schweizer in Oesterreich einen sehr guten Ruf geniessen, vor allem bei der älteren Generation.

Seither beschäftigt mich diese spontane Aeusserung sehr, und ich frage mich, ob wir diesem Ruf gerecht werden. Wie führen

wir uns im Ausland auf? Passen wir uns den Gebräuchen des Landes an, oder schreien wir in der Südsee nach Rösti und Bratwurst? Unschöne Begebenheiten kommen mir in den Sinn – ob derer ich mich im Ausland für meine Landsleute geschämt habe. Trotzdem hat man allgemein von uns eine hohe Meinung! Manchmal frage ich mich, ob wir das verdient haben, und ich hoffe für den liebenswürdigen alten Herrn, dass er nie von uns Schweizern enttäuscht wird. ams

Echo aus dem Leserkreis

Saftlose Jugend
(Nebenspalter Nr. 26)

Liebe Hege

Wie wahr, das Wort von der indifferenten, saftlosen Jugend von heute! Am eigenen Nachwuchs erhärtet sich seine Richtigkeit: Wie haben wir uns beispielsweise seinerzeit auf den Kiesplätzen der beiden Quartier-Schulhäuser Völkerballschlachten geliefert, weil wir nach dem Unterricht noch voller Saft steckten. Fordere ich heute meinen Sohn auf, dem mütterlichen Beispiel nachzueifern, ernte ich höchstens ein müdes Achselzucken. – Allerdings sind die Bildungsanstalten des Quartiers vor zwölf Jahren in ein weiter entfernt entstandenes Schul-Zentrum integriert worden, die Kiesplätze wurden kurz danach überbaut, und aus den heutigen Kleinfamilien lässt sich keine einigermaßen vernünftige Spielmansschaft mehr zusammenstellen. Wenn ich an die «bunten Abende» denke, die wir in der Ferienkolonie organisierten! Einer spielte Klavier, die andere Handorgel, und ein dritter dichtete die Schnitzelbank. Produktion übertraf Produktion.

Wenn die heutige Jugend aus dem Schul-Skylager zurückkommt, hat sie an den Abenden ein paar Laurel-und-Hardy-Filme gesehen und nach Musik aus dem Kassettenrecorder getanzt. Leinwand, Filmrollen, Projektionsapparat und Stereo-Anlage nehmen zwar keineswegs die Schüler, sondern die nicht



Hiermit sei kundgetan, wie ein Mann seine Zahnpflegemetube schliesst.

Er schliesst sie umständlich. Zuerst setzt er die Brille auf und prüft die Rillen der Tube. Er sagt zur Frau:

«Du hast meine Brille in der Hand gehabt; ich sehe rein nichts mehr.» Die Frau sagt:

«Sie ist mir im Weg gelegen, und ich werde mir wohl noch die Hände eincremen dürfen.»

Der Mann wäscht die Brille in warmem Wasser, nachher reibt er sie trocken. Das dauert sehr lang, denn er muss bei den Scharnieren gut achtgeben, und überhaupt geht man anständig mit einer Brille um, nicht so wie. Zuletzt benötigt der Mann ein Gesichtstüchlein für das Brillengestell.

«Natürlich ist wieder kein Tüchlein mehr da», sagt der Mann. Die Frau erwidert:

«Du kannst ja auch einmal an etwas denken!» Darauf sagt der Mann etwas Wüstes, das sich der Frau gegenüber nicht gehört.

Der Mann geht zum Schrank, um ein frisches Taschentuch zu holen. Im Schrank befindet sich ein hoher Stapel sauberer Herrentaschentücher. Zufällig hat sich ein Nastüchlein der Frau dazwischengeschlichen. Der Mann nimmt dieses, um die Brillenhalter fein sauberzureiben.

«Das ist eines meiner Taschentücher», sagt die Frau.

«Warum liegt es zwischen meinen?» fragt der Mann und hat Freude.

«Du hast beim Kauf der Brille ein Brillensaubermachtüchlein bekommen», sagt die Frau.

«Du hast es verloren», sagt der Mann.

«Ich habe dein rotes Brillentüchlein überhaupt nicht zu Gesicht bekommen», sagt die Frau.

«Wie weisst du denn, dass es rot ist? Deines ist nämlich gelb, aber du benützt es ja nie. Bei dir klebt immer Butter an der Brille», sagt der Mann.

«Meine Sache, solange ich hindurchsehe», sagt die Frau, und sie fügt hinzu:

«Ueberhaupt kann ich meine Brille putzen, wie ich will.»

Die Frau putzt die Brille so: Sie nimmt, was ihr am nächsten ist, und das ist ein Zipfel vom Unterrock. Damit reibt sie die Brille sauber. Der Mann sieht das und sagt:

«Dem sagt man die Brille putzen!» Die Frau sagt:

«Es mopst dich nur, dass du keinen Unterrock hast.»

Da bleibt dem Mann die Sprache weg; er hat nämlich wirklich keinen.

Leider reicht es jetzt nicht mehr, zu beschreiben, wie ein Mann die Zahncrèmetube schliesst. Vielleicht ein andermal. Es dauert nämlich gleich lang wie das Putzen der Brille.

Maria Aebersold

PS. Jetzt sagen Sie vielleicht: «Was hat das mit Liebe zu tun?» Das möchte ich auch wissen.

unbedingt jugendlichen Lagerleiter mit, die das Lagerprogramm, inklusive Abendunterhaltung, planen.

Wie wir uns engagierten, zum Beispiel beim Abzeichenverkauf! Zwar wussten wir oft nicht einmal, wozu der Franken für die Ansteckdinger letztlich bestimmt war. Was uns hingegen deutlich klargemacht wurde: wir mussten mehr verkaufen als die anderen Klassen.

Vor kurzem haben die Lehrlinge einer hiesigen Firma freiwillig einen Teil ihres 13. Monatslohnes geopfert, um Kindern aus einem Behinderten-Schulheim einen Ausflug zu ermöglichen. Sie haben nicht nur das Geld gespendet, sondern die zum Teil an den Rollstuhl gefesselten Kinder auf der Reise betreut. Und gerade jetzt bereitet sich mein Sohn mit 30 Kollegen auf ein Arbeitslager zuoberst im Onsernonetal vor. Saftlos, indifferent werden diese Jugendlichen Unwetterschäden beheben und mit der Instandstellung alter Häuser

dazu beitragen, dass das Leben den Weg zurück in ein fast ausgestorbenes Dorf findet.

Mir kommen Zweifel, liebe Hege. Wir sollten wohl differenzieren und nicht ein paar «saftige» Beispiele älteren Jahrgangs, die zudem nicht dem Durchschnitt entsprechen, als Beweis dafür ansehen, dass die frühere Generation durchwegs mehr Saft hatte. Wir sollten nicht eine Behauptung über die heutige Jugend als allgemeingültig akzeptieren, nur weil sie häufig zu lesen und zu hören ist. Vor allem, weil ein guter Teil jugendlicher Gleichgültigkeit und Saftlosigkeit durch die ältere Generation verschuldet ist, die die Kritik eines Jungen als Frechheit bezeichnet, jugendlichem Engagement mit Misstrauen begegnet, Erziehungsmethoden befürwortet, die auf Anpassung und Gleichmacherei ausgerichtet sind, und der Jugend zahlreiche Gelegenheiten, ihren Saft zu beweisen, im wahren Sinn des Wortes verbaut hat. Helen